Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 17 — Leipzig, den 21. April — 1892

Zu beziehen durch alle Postänter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1359 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden: 1. Das Verhältnis von Kirche (Gesamtgemeinde) und (Einzel-) Gemeinde im Neuen Testamente — Rede Fred. Wil. Robertsons über Einführung ungläubiger Bücher in die Vereinsbibliothek des Brightoner Arbeitervereins (Erste Hälfte) — Zukunftsmusik: 3. Emil Gregorovius; 4. Eugen Richter — Zur Nachricht

Zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden

Neulich wurde in diesem Blatt (1892, Nr. 13, Sp. 284) der Wunsch ausgesprochen, daß D. Sulze in seinem Buch „Die evangelische Gemeinde" die biblische und geschichtliche Begründung seines Gemeindegedankens uns nicht möchte vorenthalten haben. Für eine zweite Auflage wird D. Sulze gebeten, zwei Kapitel hinzuzufügen: „Die christliche Gemeinde, ein Stück Evangelium" und „Die christliche Gemeinde in ihrer geschichtlichen Entwicklung vom Urchristentum bis auf die Gegenwart." Um Herrn D. Sulze nicht vorzugreifen, hatte ich vor, nur einige Materialien aus der Geschichte der evangelischen Kirche, also seit der Reformation, „zur Vorgeschichte der Seelsorgegemeinden" darzubieten. Durch die Litterarische Beilage der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung 1892, Nr. 2 wurde ich andern Sinnes. Bei der anonymen Besprechung eines neueren theologischen Werkes, dessen Name hier nichts zur Sache thut, heißt es:

> Auch uns ist die Gemeinde das unerläßliche Organ zur Durchführung des kirchlichen Lebens. Aber wir können nicht anders, als vor der Ueberschätzung der Lokalgemeinde, wie sie jetzt auf allen Seiten der Kirche Mode wird, dringend zu warnen. Die Heilige Schrift kennt doch als Erstes nicht die Einzel-, sondern die Gesamtgemeinde, der sich die Lokalgemeinde anschließt. Ihre Verheißungen, wie ihre Aufgaben gelten dieser Gesamtgemeinde. Eine Menge der wichtigsten kirchlichen Thätigkeiten sind von den Einzelgemeinden gar nicht zu bewältigen: die Vorbildung der Geistlichen, die Leitung und Disziplin der Kirche, die Stellungnahme zum öffentlichen Leben, die theologische Wissenschaft. Es ist ja bequem ..... auf die Kirche überhaupt zu verzichten und an ihre Stelle die Gemeinde zu setzen, für welche es weder Bekenntnisstreitigkeiten, noch Selbständigkeitsbestrebungen, noch Geisterkämpfe wider die Weltmächte giebt.

Es ist hier nicht der Ort, diese Sätze zu kritisiren. Sie enthalten viele anfechtbare Behauptungen, und das, was darin wahr ist, trifft jenes theologische Werk so wenig, daß die Vermutung sich aufdrängt, der anonyme Rezensent habe lediglich die Vorrede gelesen. Zu beklagen ist nur im allgemeinen Interesse, daß durch solche aus mißverstandnen Dingen geborne mißverständliche und schiefe Auslassungen die Fragestellung völlig verrückt wird, indem den Vorkämpfern für die Seelsorgegemeinden die Absicht untergeschoben wird, sie wollten nur isolirte Einzelgemeinden, die „Kirche" sei vom Uebel. Die Frage ist doch die: wie kann der evangelischen Kirche zur Erfüllung ihrer göttlichen Mission geholfen werden? Im Sinne Roms durch Anmaßung politischer Macht des Kirchenregiments, oder im Sinne des Evangeliums durch Erbauung der Gemeinde? Unsre Entscheidung ist allerdings nicht zweifelhaft; die evangelische Kirche hat sich dessen deutlich bewußt zu werden, daß sie eine andersartige Größe ist als die Kirche Roms; die evangelische Kirche kann auf den ihr zukommenden Einfluß auf das gesamte Volksleben nur in demselben Maße rechnen, als die Kräfte des Evangeliums, nämlich Glaube und Liebe aus Glauben, in ihr mächtig sind, und die Werkstätte dieser Kräfte ist die Seelsorgegemeinde.

Damit wir uns nicht verlieren, sei es hiermit an allgemeinen Bemerkungen genug. Wir wenden uns der Behauptung zu, daß „die Heilige Schrift als Erstes nicht die Einzel-, sondern die Gesamtgemeinde kenne, der sich die Lokalgemeinde anschließe. Ihre Verheißungen wie ihre Aufgaben gelten dieser Gesamtgemeinde." Also die Gesamtgemeinde, die Kirche, ist zuerst da, dann kommt die Lokalgemeinde? Erst das Ganze, dann die Teile? Erst der Leib, dann dessen Glieder? Auffallend jedenfalls! Es handelt sich nicht um eine akademische Frage; die biblische Begründung der Seelsorgegemeinden wird erörtert werden, wenn wir unsern ersten Beitrag zu ihrer Vorgeschichte handeln lassen über:

1. Das Verhältnis von Kirche (Gesamtgemeinde) und (Einzel-)Gemeinde im Neuen Testament.

In unserm deutschen Lutherschen Neuen Testament kommt bekanntlich das Wort „Kirche" überhaupt nicht vor. Luther übersetzt das griechische Wort ekklesia stets durch „Gemeinde". Aber darüber ist kein Zweifel, daß dies Wort im Neuen Testament verschiedne Dinge, bisweilen die „Gesamtgemeinde", die christliche Kirche (wie es richtiger ausgedrückt ist), meistens jedoch die Einzelgemeinde, die Ortsgemeinde bezeichnet, abgesehen davon, daß an fünf Stellen teils die alttestamentliche Gemeinde (Apgesch. 7, 38 u. Hebr. 2, 12), teils die heidnische Stadtgemeinde (Apgesch. 19, 32. 39. 41) ekklesia genannt wird. Bemerkenswert ist es für uns, daß für die christliche Kirche und für die Einzelgemeinde das Neue Testament nur ein Wort, ekklesia, hat. Ist die Vermutung voreilig, daß „Kirche" und „Gemeinde" auch begrifflich nicht wesentlich verschieden sind? Besehn wir uns die Sachlage etwas näher!

In den Evangelien kommt nur an zwei oder wenn man will an drei Stellen das Wort ekklesia im Munde des Herrn Jesu vor. Nach dem Bekenntnis des Petrus: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," spricht Jesus zu ihm: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine ekklesia bauen, und die Pforten des Hades werden nicht stärker sein als sie" (Mt. 16, 18). Die ekklesia des Herrn Jesus ist an dieser Stelle natürlich nicht eine einzelne Lokalgemeinde, sondern die gesamte Jüngerschaft des Herrn, die christliche Kirche, die Christus am Pfingstfest gegründet hat und die er durch sein Wort und seinen Geist erbaut. Ebenso leicht verständlich ist es, daß in der zweiten (und dritten) Stelle die christliche Kirche im Sinne der ganzen Christenheit nicht gemeint sein kann. Mt. 18, 15—17 lautet: „Wenn aber dein Bruder sündiget, wohlan, so strafe ihn zwischen dir und ihm allein; wenn er dich hört, so hast du deinen Bruder gewonnen. Wenn er aber nicht hört, so nimm mit dir noch einen oder zwei, damit auf dem Munde von zwei oder drei Zeugen alle Sachen stehn. Wenn er aber sie überhört, so sage es der ekklesia: wenn er aber auch die ekklesia überhört, so sei er dir wie der Heide und der Zöllner." (Nebenbei bemerkt: ein Wort, das in den Kirchenordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts, besonders in den reformirten, eine große Rolle bei Festsetzung des Ver-

fahrens in der Kirchenzucht spielt.) Es ist deutlich, daß hier die ekklesia unmöglich die ganze Christenheit sein kann; man kann nur an die Einzelgemeinde denken, der du und dein Bruder angehören. Da es aber eine Vorschrift nicht für die Zukunft, sondern für die damalige Gegenwart ist, so wird auch wohl nicht direkt bei ekklesia an die Christengemeinde, sondern vielmehr an die Synagogengemeinde zu denken sein.

Außer diesen beiden Stellen im Matthäusevangelium kommt das Wort ekklesia im christlichen Sinne nicht weniger als 107 mal (wenn ich recht gezählt habe) im Neuen Testamente vor. Wiederum ist es ganz unzweifelhaft, daß beide Bedeutungen von ekklesia, die Gesamtgemeinde (christliche Kirche, Christenheit) und die einzelne Ortsgemeinde, in diesen 107 Stellen vertreten sind. Aber auffallender Weise steht ekklesia 92 mal von der Ortsgemeinde, und 14 mal von der christlichen Kirche (außerdem Hebr. 12, 23). Man hat für die Abfassung des Epheserbriefes aus dem Umstand besondre Schlüsse ziehen wollen, daß dieser Brief das Wort ekklesia nur im Sinne der christlichen Kirche, der ganzen Christenheit kenne, daß das Wort dagegen in der Apostelgeschichte und den andern Briefen des Neuen Testaments nur Ortsgemeinde bedeute. In dieser Form ist die Behauptung nicht richtig; allerdings kennt der Epheserbrief an allen 9 Stellen, wo er den Ausdruck ekklesia hat, diese nur als „christliche Kirche", aber unerhört ist dieselbe Bedeutung auch sonst nicht; in Apgesch. 9, 31; 1 Kor. 12, 28; Kol. 1, 18. 24; 1 Tim. 3, 15 finden wir dieselbe Bedeutung ebenfalls (mit Hebr. 12, 23 hat es eine besondre Bewandtnis).

Weiter und tiefer als die Selbigkeit des Namens ekklesia für christliche Kirche, Christenheit, und für die Einzelgemeinde führt uns die Selbigkeit der Bezeichnung für beides in dem Ausdruck Leib Christi und Tempel Gottes. Daß in den 8 Stellen des Epheserbriefes, wo der Ausdruck „Leib Christi" vorkommt, ferner in Kol. 1, 18. 24; 2, 19 die christliche Kirche darunter verstanden wird, ist ohne weitres einleuchtend. Christus, der Erhöhte, ist das Haupt, die Christenheit der Leib, die einzelnen Christen die Glieder. Wie das Haupt die Glieder in Bewegung setzt, ihnen Weg und Ziel ihrer Thätigkeit bestimmt, so Christus in seinem Verhältnis zu den Gläubigen. Und wie die Glieder miteinander in Verbindung stehen, wie die Thätigkeit des einen ihnen allen zugute kommt, wie sie in ihrer Verbindung miteinander einen Organismus bilden, so Christus und seine Christenheit. Zwar die Thätigkeit aller zum Besten aller und die organische Verbindung aller zu einem Ganzen, überhaupt die praktische Verwertung des Ausdrucks „Leib Christi" tritt der Natur der Sache entsprechend zurück, wo er die „christliche Kirche" bezeichnet; denn eine praktische Verbindung der zerstreuten, einander völlig unbekannten Christen war nicht vorhanden, oder doch nur dann vorhanden, wenn ärmere Gemeinden durch andre unterstützt wurden und einzelne Christen aus fremden Gemeinden bei ihren Brüdern gastliche Aufnahme fanden. Allein eine geistige Einheit der Christen war doch vorhanden, dadurch vorhanden, daß jeder einzelne mit Christo durch den Glauben und den Geist Christi verbunden war. Und praktisch wird diese geistige Einheit in dem darin wirksamen Motiv der Liebe, des liebenden Interesses für die Glaubensgenossen, durch die hohe weltüberwindende Anschauung, daß jeder einzelne als Glied des Leibes Christi einem Herrn angehört, der der Herr der Herrlichkeit ist, daß sie alle in der feindlichen und argen Welt einer Gemeinschaft angehören, die ihre zusammenfassende Spitze in dem zur Rechten Gottes erhöhten Heiland hat und von ihm allein abhängig ist. Konkreter und praktisch mehr verwertet wird der Ausdruck „Leib Christi", wo er von der Einzelgemeinde, der bestimmten Ortsgemeinde gebraucht wird. Wir weisen zunächst auf 1. Kor. 10, 16 hin: „Der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn ein Brot ist es: so sind wir, die vielen, ein Leib; denn wir alle sind des einen Brotes teilhaftig." Das ist die Abendmahlsgemeinschaft in der Ortsgemeinde; das heilige Mahl verbindet sie (aufs neue) zu einem Leibe (Christi), sie gehören alle zusammen in dem einen Herrn, dessen Leib und Blut sie alle empfangen. Das Wort Kol. 3, 15—17 giebt weitern Aufschluß; der Apostel sagt den Christen zu Kolossä, sie seien in einem Leibe in den Frieden Christi berufen, und aus dieser Gemeinschaft der Gemeinde, des Leibes Christi, folgert er seine Ermahnung, daß diese Gemeinschaft durch Selbigkeit des Wortes Christi, durch gegenseitige weisheitsmäßige Belehrung und Ermahnung u. s. w., mit einem Wort: durch gemeinsamen Gottesdienst, erhalten und fort und fort geheiligt werde. Wieder einen Schritt weiter führt uns Römer 12, 4—8: „Denn gleichwie wir in einem Leibe viele Glieder haben, alle Glieder aber nicht dieselbe Thätigkeit haben, so sind wir, die vielen, ein Leib in Christus, im einzelnen aber Glieder von einander, indem (oder: dadurch daß) wir Gnadengaben haben, die gemäß der uns gegebnen Gnade verschieden sind. Zum Beispiel: Prophetie (sie beweist sich als Gnadengabe, wenn sie einen Inhalt hat) gemäß der Analogie des Glaubens; oder Diakonie (sie ist Gnadengabe, wenn sie nichts andres als nur dienen will, also beweist sie sich eben) in der Diakonie; oder der Lehrende oder der Tröstende (Ermahnende), sie bethätigen ihre Gnadengabe eben darin, daß sie in ihrem Berufe aufgehen und nichts andres begehren, als ihren Beruf zu erfüllen. Auch die Wohlthätigkeit ist eine Gnadengabe; aber als solche zeigt sie sich in der Einfalt, in der sie geübt wird; ebenso ist es Gnadengabe, der Gemeinde vorzustehen, doch nur dann, wenn der Vorsteher von heiligem Eifer für die Sache beseelt ist. Endlich auch die Barmherzigkeit; wie einige andre der genannten Gaben, haben wohl auch Leute außerhalb der Christengemeinde Barmherzigkeit; aber eine Gnadengabe ist die Barmherzigkeit, wenn sie mit jener gewinnenden Freundlichkeit und Freudigkeit geübt wird, die jede Beschämung fernhält." Das ist mit einigen Umschreibungen des Wortlauts des Apostels Ausspruch. Der Schein, der zuerst entstehen könnte, als rede der Apostel von der Christenheit als Leib Christi, wird zerstreut durch die Nennung der Gnadengaben, womit die Glieder des Leibes einander zu dienen haben; denn diese Gnadengaben sind der Art, daß sie meistens nur auf die Einzelgemeinde passen und nur in der Einzelgemeinde erweckbar sind.

Endlich die hervorragendste und ausführlichste Stelle 1. Kor. 12, 12—31. Der schriftkundige Leser wird bemerken, daß der Apostel zuerst durchaus allgemein redet, indem er das Bild des Leibes Christi genau durchführt. Aber sowie er die Durchführung des Bildes vollendet hat, fährt er Vers 27 fort: „Ihr aber, die Christengemeinde zu Korinth, seid Leib Christi und den Teilen nach Glieder." Das zur allgemeinen Anwendung durchgeführte und ausgemalte Bild empfängt seine konkrete Anwendung auf die Einzelgemeinde, an die der Brief gerichtet ist.

Nur vorübergehend sei erwähnt, daß es gerade so wie mit „Leib Christi" sich mit dem „Tempel Gottes" verhält. In dem Wort 1. Kor. 3, 16 f., wird die Christengemeinde zu Korinth ein Tempel Gottes genannt; Eph. 2, 21 ist augenscheinlich die Christenheit der heilige Tempel im Herrn, aber Vers 22 wird ausdrücklich in einem Atem die Gemeinde zu Ephesus eine „Behausung Gottes im Geist" genannt. Geradeso verhält es sich auch mit andern Bezeichnungen, die für die Gesamtgemeinde und für die Einzelgemeinde angewendet werden; z. B. meint der Ausdruck (oder der Begriff) „Braut Christi" einerseits in Offenb. 19 und 21, Eph. 5, 25—27 die Kirche Christi im allgemeinen, dagegen 2. Kor. 11, 2 die Einzelgemeinde zu Korinth. —

Die Erscheinungen, die wir besprochen haben, sind von weittragender Bedeutung. Der Name ekklesia, die Bezeichnungen „Leib Christi," „Tempel Gottes," „Braut Christi" u. s. w. gelten ohne irgend eine Veränderung des Sinnes der christlichen Kirche, der Christenheit, und der Einzelgemeinde. Was die Kirche Christi ist, kommt nach dem Neuen Testament zur thatsächlichen Erscheinung in der Einzelgemeinde und nur in ihr.

In jeder christlichen Gemeinde stellt sich der (ideale) Leib Christi dar, wie in jeder der (ideale) Tempel Gottes; aber nicht ist jede Gemeinde ein absonderlicher Leib Christi, daher man ebenso wie bei der Idee des Tempels die Vorstellung einer Mehrheit, als ob die Gemeinden

Leiber Christi wären, gänzlich fern zu halten und „Leib Christi“ nicht als „ein Leib,“ sondern als „Leib Christi“, welcher artikellose Ausdruck qualitativ ist, zu fassen hat.

So ein neuerer Ausleger zu 1. Kor. 12, 27; derselbe sagt zu 1. Kor. 3, 16 f.:

Paulus denkt nicht an mehrere Gottestempel (was der altheiligen Idee des einen Nationaltempels, die ihm wohl vorschwebt, fremd wäre), sondern jede Christengemeinde ist ihm geistlicher Weise, sensu mystico, Tempel Gottes, die realisirte Idee einer wahrhaften Verehrungsstätte desselben. Jede Christengemeinde darf daher so qualifizirt werden (Eph. 2, 22, vergl. 1. Petr. 2, 5), ja auch die christliche Persönlichkeit überhaupt (6, 19).

Es ist wohl zu beachten, daß die Gesamtgemeinde — der Ausdruck ist übrigens in diesem Zusammenhange mißverständlich; sagen wir lieber: die christliche Kirche — nicht etwa eine konkrete Zusammenfassung der Einzelgemeinden, nicht etwa das Ganze ist, sodaß die Einzelgemeinden als dessen Teile zu gelten hätten; o nein, der Gedanke ist dem Neuen Testament ganz fremd, als ob die Einzelgemeinde ein Glied der christlichen Kirche wäre: nicht die Einzelgemeinde, sondern jeder einzelne Christ ist solches Glied. Die christliche Kirche ist vielmehr eine reine geistige (ideale) einheitliche Größe, und — wir wiederholen es — die Einzelgemeinde stellt das dar, was die christliche Kirche der Idee nach ist. Das ist in der That begreiflich; denn nur in der Einzelgemeinde kommt der religiöse Charakter der christlichen Kirche zur Erscheinung: in dem gepredigten Worte, in der Gemeinschaft der Feier des heiligen Mahles, in dem gemeinsamen Bekenntnis des Glaubens, in dem gemeinsamen Gebete, in den gemeinsamen Lobgesängen. Daher ist es religiöse Forderung, daß in dem Bau und bei der Kräftigung der evangelischen Kirche auf den Bau, die Erbauung der Einzelgemeinde aller Nachdruck gelegt wird. Der Mittelbegriff, den wir zwischen „christliche Kirche“ und „Einzelgemeinde“ zu schieben pflegen, nämlich die Provinzialkirche oder Landeskirche und dergleichen, ist dem Neuen Testament in jeder Form vollständig fremd. Niemals redet der Apostel von der ekklesia in Asien oder in Makedonien u. s. w.; will er vielmehr die in solchen Territorien wohnende Christenheit bezeichnen, so bedient er sich des Ausdrucks der Mehrzahl: die Gemeinden, die ekklesiai. Nur einen schwachen Ansatz zu solchem Mittelbegriff finden wir in den judenchristlichen Gemeinden in Palästina, die von der apostolischen Muttergemeinde in Jerusalem im gewissen Sinne beaufsichtigt wurden; in den außerpalästinischen Gemeinden des Apostels Paulus ist nicht die leiseste Spur davon. Eine organisirte „Kirche,“ in der eine Anzahl von Gemeinden unter einheitlicher kirchenregimentlicher Leitung stände, ist vor der Mitte des dritten Jahrhunderts überhaupt nicht da; die organisirte „Kirche“ ist keine religiöse, für den Bestand des Christentums prinzipiell notwendige Größe, sondern sie ist geschichtlich geworden, sie ist eine praktische Größe, die vielleicht einen überaus hohen praktischen Wert hat, aber zur Sicherung ihres Wertes und ihrer Autorität nicht mit religiösem Nimbus umgeben werden darf. Nur in und von der Einzelgemeinde aus entfaltet das Evangelium seine Kraft; hier ist religiöse Gemeinschaft, hier hat daher vor allem die Macht des religiösen Lebens im Glauben und in Liebe aus Glauben, in Bruderliebe, sich zu bewähren.

Von niemand ist es beanstandet, daher dürfen wir hier auf eine nähere Darstellung verzichten, daß die Einzelgemeinde des Neuen Testaments die Stätte ist, wo die gliedliche Verbindung der Einzelnen untereinander in dem Dienste aller gegen alle sich erweist, und das ist nicht eine zufällige Erscheinung, sondern es ist eine unumgängliche Bethätigung des Lebens, das von Christus den Gläubigen gegeben ist und das fort und fort durch Wort Gottes und Gebet gepflegt wird. Das ist der Gedanke der Seelsorgegemeinde, religiös notwendig, so gewiß die Einzelgemeinde die sonst nirgends vorhandene Gemeinschaft am Worte Gottes und im Gebete ist. Nur da, wo die Einzelgemeinden werden, was sie ihrer Idee nach sind, kann die Provinzialkirche, die Landeskirche, die Konfessionskirche, ihre von Gott gewollte Kraft entfalten, auf anderm Wege nicht. A—s

---

Rede Fred. Wil. Robertsons über Einführung ungläubiger Bücher in die Vereinsbibliothek des Brightoner Arbeitervereins

gehalten im Rathaus zu Brigthon Donnerstag den 18. April 1850 und kurz darauf als Flugblatt veröffentlicht

1. Vorwort des Flugblatts

Da dieses Flugblatt in die Hände von Lesern fallen könnte, die mit den Umständen, die zu seiner Veröffentlichung führten, unbekannt sind, und da Grundsätze darin zum Ausdruck kommen, die sich nicht nur auf eine örtliche Einrichtung, sondern auf einen weitern Kreis beziehen, dürfte es angezeigt erscheinen, einige erklärende Bemerkungen vorauszuschicken.

Der Arbeiterverein wurde im Oktober 1848 gegründet. Es war die Ansicht derer, die den Anstoß zu seiner Gründung gaben, daß eine große Menge Menschen die Mittel zur Selbsterziehung gänzlich entbehrt, da sie keinerlei Anteil an irgend einer Bibliothek oder an regelmäßig erscheinenden Zeitschriften erlangen kann; und zwar ist dies eine Menschenklasse, deren Mittel noch viel beschränkter sind, als die jener, für die man längst Athenäums und Handwerkervereine gründete. Man fand, daß ein sehr kleiner Beitrag, — wöchentlich ein Pfennig — genügen würde, um einem ähnlichen Vereine die Mittel zu geistiger und sittlicher Fortbildung zu verschaffen, nur mußte sich eine genügende Anzahl Beitragender finden; auch hoffte man zuversichtlich, daß größere Beiträge der wohlhabenden Klassen die Möglichkeit bieten würden, nach und nach eine wertvolle Bibliothek anzusammeln.

Als dieser Plan bekannt wurde, zeigten die arbeitenden Klassen großen Eifer. Etwa 1300 Mitglieder traten sogleich bei. Einer dem Verein eigentümlichen Bestimmung nach war seine Leitung thatsächlich den Händen der Arbeiter allein übergeben, mit Ausnahme der Hilfe, die ein im Rang über ihnen Stehender leistete. Dies war der verstorbene Mr. Holtham, der der Organisation der Gesellschaft einen großen Teil seiner Zeit widmete. Der Zweck der Bestimmung war, den Verdacht, der im Gemüt so vieler von der arbeitenden Klasse besteht, womöglich zu entkräften, den Verdacht: ihre Wohlthäter hegten den Wunsch der Einmischung und des Zwanges.

Natürlich hatte man in Betracht gezogen, daß der glückliche Versuch, die Mittel und den Mechanismus des Vereins ihrem ursprünglichen Zweck abwendig und den Zielen einer politischen Partei dienstbar zu machen, der Felsen wäre, an dem ein solcher Plan möglicherweise scheitern könnte. In diesem Fall hätte jedoch das Zurücktreten aller Wohlgesinnten den Verein langsam zusammenschrumpfen lassen, denn seine ganze Existenz hing von der Zahl ab. Das Experiment schien demnach ganz sicher, da der Verkehrung der Zwecke schnelle Vernichtung folgen würde.

Bei der Konstitution des Vereins verwirklichte ein verhängnisvolles Uebersehen (so wenigstens scheint es dem Verfasser dieser Blätter) die vorauszusehende Gefahr. Mit Recht hatte man gesagt, die Arbeiter sollten die Leitung ihres Vereins selbst in Händen haben, damit auch nicht der leiseste Verdacht aufkommen könnte, es bestehe von seiten ihrer Wohlthäter der Wunsch sie zu beeinflußen oder zu zwingen. Jeder Versuch der Einmischung wurde auf das sorgfältigste vermieden. Das alles war weise und gerecht. Aber man machte nicht nur die Herrschaft der höhern Klassen unmöglich, man schloß auch ihre Hilfe und ihren Rat aus, indem man den Ehrenmitgliedern nicht gestattete, im Komitee mit zu stimmen oder zu beschließen; ein Irrtum, der aus der allzu großmütigen Gewissenhaftigkeit dessen entsprang, der den Vorschlag machte, und der darum verhängnisvoll wurde, weil er im Prinzip falsch war.

Den wohlhabenden Klassen die unbegrenzte Macht zu kontroliren und zu regeln überlassen: das wäre einem Aufgeben der Grundsätze, auf denen der ganze Plan ruhte, gleichgekommen. Allein jede Hilfe und Mitarbeit zurückweisen, ihre Beiträge annehmen, ihren Rat ablehnen: das hieß nicht einen Geist männlicher, sondern eifersüchtiger Unabhängigkeit schaffen und großziehen und den verderbten Zustand des Verkehrs zwischen den Ständen — heute das größte Uebel unsers sozialen

Lebens — in neuer Gestalt hervorrufen, jenes sich einander Abstoßen der verschiednen Gesellschaftsklassen auf allen Punkten, außer dem einen, daß das pekuniäre Interesse der einzige Berührungspunkt bleibt. So wird der Geist der Selbstsucht, der einzige, dessen Wesen wirklich zerstörend ist, für das die Gesellschaft erhaltende Prinzip erklärt. Ein schlimmer Fehler!

Wenn man es für die Pflicht der einen Klasse hält, Geld zu geben, und für die der andern, nach Beweggründen dafür zu wittern, so kann die herzliche Sympathie zwischen den in Wahrheit voneinander abhängigen Ständen nicht lange bestehen. Nicht in gegenseitiger Unabhängigkeit, sondern in gegenseitiger vertrauender Abhängigkeit können die Menschen miteinander leben, kann die Gesellschaft existiren. Wie es zu erwarten war, fielen zahlreiche Beiträge fort, und die thätigeren und unruhigeren Elemente wurden, ohne das Gegengewicht einer gesunden Zurückhaltung, Leiter der Gesellschaft.

Von einer zahlreichen Minderheit wurde der Versuch gemacht, Werke ungläubigen und sozialistischen Inhalts in die Bibliothek einzuführen. Der Sekretär, Mr. Besant, widerstand diesem Versuch. Eine Generalversammlung sämtlicher Mitglieder löste sich auf, ohne zu einem Entschluß gekommen zu sein. In dieser Not wurde die folgende Rede gehalten, in der Absicht, jenem Versuch durch offne und friedfertige Besprechung der der Frage zu Grunde liegenden Prinzipien, wenn möglich, entgegenzuwirken.

2. Die Rede (Erste Hälfte)

Brüder und Männer, ihr Mitglieder des Arbeitervereins! Zwei Jahre sind vergangen, seitdem ich von dieser Stelle zu euch gesprochen habe. Damals kam ich auf eure Aufforderung hin, heute folgtet ihr der meinen. Ich muß erklären, warum ich den unerhörten Schritt that und euch zusammenrief, um mich heute Abend hier zu treffen. Meine Erklärung ist dies: eure Handlungsweise hat mich persönlich vor dem Publikum kompromittirt. Ihr habt mich einst, mir ganz unerwartet, durch die Bitte geehrt, eurem Verein die Eröffnungsrede zu halten. Dies war zu einer Zeit, als Ereignisse, die kürzlich auf dem Kontinent stattgefunden hatten, jede größere Bewegung verdächtig erscheinen ließen; dennoch hielt ich es für Unrecht, mich auch nur einen Augenblick zu bedenken, ob ich eurer Bitte willfahren solle oder nicht. Der Einfluß, den mein Name gewinnen konnte, wurde euch zuteil. Ich bin nicht eitel genug zu behaupten, dieser Einfluß sei sehr groß gewesen oder mein Name fiele bei vielen in die Wagschale; aber bei einigen fiel er doch ins Gewicht, und von ihnen wurde euch auf meine Vorstellungen hin Unterstützung gewährt. Ihnen und dem Publikum im allgemeinen bin ich für den Charakter eures Vereins verantwortlich. Mein Name ist im Guten wie im Bösen unzertrennlich mit dem euren verbunden. Euer Erfolg ist der meine, euer Mißerfolg auch für mich beschämend. Darauf gründe ich meinen Anspruch gehört zu werden, oder vielmehr meine Pflicht, zu euch zu reden, und ich bitte euch, mich richtig anzuhören. Ich verspreche jedoch nicht, daß jedes Wort, das ich sagen werde, allen annehmbar erscheinen wird; das aber glaube ich versprechen zu können, daß mir kein Wort entfallen wird, das ihr gerechterweise nach reiflicher Ueberlegung werdet illiberal nennen können.

Vielleicht mag es auch notwendig sein zu erklären, warum diese Ansprache öffentlich ist, anstatt sich auf die Mitglieder des Vereins zu beschränken. Das Vorgehen eurer letzten Versammlungen ist durch eure eignen Anschlagzettel und durch die Presse weit in die Oeffentlichkeit gedrungen. Ich kann euch nicht verschweigen, daß man in Brighton von diesem Vorgehen sehr schmerzlich berührt war, ich kann euch nicht verhehlen, daß viele Augen auf euch gerichtet sind, und daß unsre Versammlung heute Abend mit Sorge verfolgt wird. Ich kann euch nicht verbergen, daß die Sympathien bedeutend abgekühlt wurden, daß die Sache der Erziehung der Arbeiterklassen einen Stoß bekommen hat, daß es vielen ernstlich zweifelhaft geworden ist, ob freie Vereine überhaupt wünschenswert sind. Da nun der Skandal ein öffentlicher war, hatte ich das Gefühl, daß die Verteidigung auch öffentlich sein müßte. Ihr batet mich bei dem hoffnungsvollen Beginnen eures Vereins euch zur Seite zu stehen; ich konnte euch in der Stunde der Gefahr, im Augenblick, als eure Sache unpopulär wurde, nicht verlassen. Ich stehe hier, um es noch einmal öffentlich auszusprechen, daß, was auch die Fehler im einzelnen gewesen sein mögen, meine Ueberzeugung von der Richtigkeit des Grundprinzips, auf das sich eure Gesellschaft gründet, unabänderlich bleibt. Ich stehe hier, um mich aufs neue eins mit euch zu erklären, um es auszusprechen, daß eure Sache meine Sache ist, euer Mißlingen das meine. Ich bin hier, um mein unvermindertes Zutrauen in die Unverdorbenheit und Rechtschaffenheit der großen Mehrheit der Brightoner Arbeiter zu bezeugen.

Es bleibt noch ein Punkt, über den ich Rechenschaft geben muß. Ihr werdet mich fragen, warum diese Versammlung in der Form so sehr von euern gewöhnlichen Versammlungen abweicht. Weder euer Präsident, noch euer Vizepräsident, nicht einmal ein Mitglied eures Vereins ist heute Vorsitzender. Mein Grund ist der. Ich befinde mich heute Abend in einer ganz eigentümlichen, einer völlig unabhängigen und besonders schwierigen und mißlichen Lage. Ich bin nicht das Organ oder der Redner einer bestimmten Partei. Ich mische mich nicht in die persönliche Seite der Frage. Ich habe mich mit niemandem von irgend einer Partei besprochen, habe auch niemand in dieser Sache um Rat gefragt. Es liegt mir daran, daß weder der Präsident noch irgend eine Abteilung des Vereins sich für meine Ansichten verantwortlich fühlt. Ich bat niemanden, die Verantwortung für die Einberufung dieser Versammlung oder für ihre Folgen mit mir zu tragen. Aller Tadel, falls solcher erhoben wird, mag auf mir ruhen. Es geschieht alles einzig auf meine Verantwortung. Darum habe ich auch, mit völliger und freundlicher Zustimmung eures Präsidenten Mr. Ricardo, jemanden gebeten, unser Präsidium heute Abend zu übernehmen, dessen Festigkeit, Unparteilichkeit und Rechtlichkeit seinen Mitbürgern so wohl bekannt ist, daß Ton und Charakter unsrer Versammlung dadurch im voraus bestimmt werden. Ich halte hier keine Vorlesung, sondern eine Ansprache.

Es ist peinlich von sich selbst zu reden, doch halte ich es aus verschiednen Gründen für geboten, auch über den Geist, in dem ich zu euch zu reden wünschte, ein paar Worte zu sagen.

Ich habe nicht vor, euch Vorschriften zu machen, und werde auch nicht einen Ton beleidigender Herablassung anschlagen. Ich weiß, daß viele von denen, zu welchen ich heute Abend rede, von Haus aus einen weit kräftigern und widerstandsfähigern Geist haben, als ich, mag ich auch durch die Erziehung, die mir zuteil wurde, immerhin im Vorteil sein. Ich werde die Macht des Pfaffentums nicht an euch erproben, oder euch durch Schmeichelei und Liebedienerei zur Annahme meiner Ansichten zu überreden suchen. Wenn der Verdacht bestand, ich werde einen liberalen Ton vorgeben, so mögen die Arbeiter sich diesen nur aus dem Sinn schlagen. Wenn ich freie, vorurteilslose Ansichten äußere, so ist es nicht, weil es angelernte Meinungen sind, sondern weil sie mit jeder Faser meines Wesens verwachsen sind. Ich könnte ebenso gut meine Natur, mein ganzes Sein ändern, als aufhören, freimütig und offen zu sprechen. So mögen sie den Gedanken nur fahren lassen, als sei diese Sprache nur angenommen, weil sie mir etwa für eine Rednertribüne, vor der sie stehen, passend erscheint. Es giebt manche unter euch, die es den andern sagen können, daß ich von einem andern Ort, von einer andern Kanzel aus, nicht vor den Arbeitern, sondern vor den Herren, vor den Reichen und Vornehmen dieses Landes in demselben Ton spreche und sprach, und lehrte, daß das Christentum das vollkommne Gesetz der Freiheit ist. Sie können euch auch sagen, daß es mich manches gekostet hat, daß es mir nicht wenig Verdächtigungen, falsche Auslegungen und persönliche Abneigung eintrug. Ich sage dies nicht in Bitterkeit, ich halte es selbst Gemeinen und Engherzigen gegenüber für meine Pflicht, freimütig und kühn zu sein, und es erscheint mir der Mann bemitleidenswert, der es erstrebt, wahr zu sein, die Wahrheit zu reden, und dann voll Erstaunen darüber klagt, daß der Wahrheit keine Kronen zuteil werden, sondern Dornen; ich sage es nur, damit wir uns verstehen. Die Männer dieser Genossenschaft können ruhig sein, Heuchelreden bekommen sie von mir

nicht zu hören. Ich stehe nicht einmal vor ihnen, um das Evangelium zu predigen, ich treffe sie hier auf dem weiten, allgemeinen Standpunkte eines Menschen, der einfach zu seinen Mitmenschen redet.

Noch einmal, es ist heute abend nicht mein Zweck anzuklagen. Wenn jemand in der Hoffnung hierher kam, Unglauben und Sozialismus anklagen zu hören, so wird er sich enttäuscht sehen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß Verklagen nichts nützt. Bannflüche sind thöricht und machtlos, ob sie nun von dem Gerichtshof der Kirche, von der Kanzel, oder von der Rednerbühne herab geschleudert werden. Es ist der Grundsatz des Buches, dessen Geist ich zum Führer durchs Leben haben möchte, daß des Menschen Zorn nicht thut, was vor Gott recht ist.

Laßt mich erklären, warum ich mich weigre, den Unglauben anzuklagen.

Ich weigre mich, heute es zu thun, weil es nicht großmütig wäre. Ihr habt alle von einem Ort gehört, den man „Feiglingsburg" nennt. Die Kanzel oder Rednertribüne, von der aus ein Mann, umgeben von seinen Freunden, in Abwesenheit seiner Feinde, des Beifalls sicher, vor Widerspruch geschützt, die verklagt, die nicht seiner Ansicht sind, ist eine solche „Feiglingsburg." Ich habe nicht vor, heute abend eine Diskussion zu veranlassen, und daß jeder Widerspruch unmöglich ist, wäre in Ermanglung bessrer Gründe an sich schon Grund genug, jede Anklage zu unterlassen.

Euer Präsident hat euch schon gesagt, daß keine Debatte stattfinden wird, und ich will euch erklären, warum ich dies beschloß. Wohl mag sich alles zum Gegenstand freier Forschung eignen, aber es ist doch nicht alles ein passendes Thema öffentlicher Diskussion. Nicht etwa wegen darin verborgen liegender Schwächen, oder weil die Wahrheit zweifelhaft wäre, sondern wegen der Zartheit der angeregten Frage. Es giebt Dinge, die viel zu zart und zu heilig sind, um rauh angefaßt zu werden, ohne damit der Wahrheit Eintrag zu thun. Nichts ist sicherer, als die Pflicht kindlicher Liebe: aber wenn man sie in dem Disputationsklub einer Schule zu einer der Diskussion offnen Frage machen würde, wäre das Erreichen der Wahrheit, wie mir scheint, eine etwas zweifelhafte Sache geworden. Gerade ein wirklich guter, zärtlicher und liebevoller Knabe würde es am schwersten finden, seine Gefühle rhetorisch und logisch zu verteidigen; er wäre sich bewußt, daß seine Zunge nur stammeln könne, seine Wangen würden sich röten, und vielleicht würde ihn die Verlegenheit ganz überwältigen. So würde nicht viel Talent und Witz dazu gehören, um die Situation ins Komische zu ziehen — eine Flut von Gemeinheiten würde genügen. Ihr kennt ja das alte Sprichwort, daß vom Erhabnen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist; und je heiliger ein Gegenstand, desto leichter ist es, ihn albern erscheinen zu lassen. Für jeden bösen Buben wäre es ein Leichtes, einen bessern und männlicheren zum Gespött zu machen, indem er ihn als am Schürzenbande der Mutter hängend darstellte. Ganz in derselben Weise ist es leicht genug, den Standpunkt eines religiösen Mannes zu einem außerordentlich lächerlichen zu machen; laute, rohe Sticheleien über Unterwerfung der Vernunft, Zaghaftigkeit, Notwendigkeit eines Gängelbandes, mit Lästerung und gewissenloser Frechheit gepaart — es brauchte nicht viel Talent, um so jeden Versuch, an die Wahrheit zu gelangen, durch eine aufgewirbelte Staubwolke höchst erfolgreich zu vereiteln. Darum lehne ich es ab, heute abend in eine Diskussion über die Liebe, die ein Christ seinem Erlöser entgegenbringt, einzutreten — denn es ist eine Liebe, zarter als sie jemals einer Schwester entgegengebracht wurde; oder über die Ehrfurcht, mit der er seinem Gott gegenüber steht — denn es ist eine Ehrfurcht, heiliger als die, die je ein Mensch seiner Mutter gegenüber empfand. Darum weigre ich mich, eine so alberne Beweisführung anzuerkennen, wie die es wäre, Stimmenmehrheit über die Existenz Gottes entscheiden zu lassen.

Nochmals. Ich will nicht verklagen, denn Unglaube ist die unbestimmteste aller Anklagen. Keine andre schleudern sich die Menschen untereinander leichtfertiger, freier und grausamer ins Gesicht. Unglaube, das ist häufig nur eine von zaghaften Menschen erhobne Anschuldigung, weil sie sich der Unsicherheit ihres eignen Glaubens nur halb bewußt und über jeden entrüstet sind, dessen Wort sie ob der eignen Ungewißheit zittern läßt. Oft ist es auch nur der Aufschrei der Engherzigkeit gegen eine alte Wahrheit in neuer, vergeistigter Gestalt.

Manchmal ist es auch eine Anklage, die in völliger Unkenntnis der so charakterisirten Anschauungen aus zweiter Hand als eine Art religiösen Parteirufs und Farbenbekenntnisses wiederholt wird. Nichts hört sich trauriger an, als diese wilden, unterschiedslosen Anklagen auf Skeptizismus, Mystizismus, Pantheismus, Rationalismus, Atheismus, die so oft von den schwächsten Menschen vorgebracht werden, die kaum den Unterschied zwischen Mesmerismus und Mystizismus kennen. Ich halte es für Christenpflicht, diese thörichte und schlechte Art, den Menschen Namen anzuhängen, nicht mit zu machen und sich überhaupt von jedem Pöbelhaufen, der dem Pöbel von Ephesus gleicht, der zwei Stunden lang schrie, ohne daß die Mehrzahl wußte, warum sie zusammengekommen war, fern zu halten, mag er nun einen religiösen oder irreligiösen Namen tragen.

Als die am weitesten fortgeschrittnen Geister des sechzehnten Jahrhunderts gegen Rom protestirten, nannte man den Protestantismus Unglauben. Vor achtzehnhundert Jahren verbrannte man die Christen als Atheisten auf dem Scheiterhaufen. Die Athener vergifteten ihren edelsten Mann als Atheisten. Vor wenigen Wochen sah ich in einer jener elenden Veröffentlichungen, die sich fälschlich religiöse Zeitungen nennnen, und deren unheiliges Werk es zu sein scheint, ihren Anhängern kund zu thun, wer ihnen verdächtig sein sollte, nicht wen sie lieben sollten, und den Samen des Hasses, der Zwietracht und jeglicher Lieblosigkeit auszustreuen, eines der wertvollsten Werke von einem der weisesten christlichen Philosophen Englands — Samuel Taylor Coleridge — für das verderblichste Werk unsrer Zeit erklärt. Nein, ich kann nicht vergessen, daß in längst vergangner Zeit einer, dessen Leben unausgesetztes Gebet war, dessen Lehre sich in dem einen Wort zusammenfassen ließ: Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen, von den Fanatikern seiner Zeit als Sabbathschänder, Gotteslästerer und Aufrührer gekreuzigt wurde.

Darum weigre ich mich, heute abend unterschiedslose Verdammungsurteile hinaus zu schleudern. Wirklicher Unglaube ist etwas Fürchterliches; aber ich habe es gelernt, von der bloßen Anklage des Unglaubens wenig zu halten. Und ich möchte es allen ans Herz legen, mit solchen Beschuldigungen sehr vorsichtig zu sein. Nennt einen Menschen einen Atheisten, deutet auch nur an, daß er an der Grenze des Unglaubens stehe: und der Mann ist gerichtet, so sicher verdammt, wie das unglückliche Tier, das von dem Geschrei böser Buben verfolgt, von Straße zu Straße gejagt, durch das endlose Geklapper des ihm angehängten Blechs toll gemacht, zuletzt wütend und atemlos verendet, unter dem Zetergeschrei alter Weiber und den Steinwürfen erschreckter Vorübergehender, die um so grausamer sind, je mehr sie erschraken. Denn Feigheit ist jederzeit grausam.

Endlich enthalte ich mich jeder Anklage darum: nicht selten ist das, was sich selbst Unglauben nennt, Zweifel, nicht an Gott, aber an dem Charakter, den die Menschen Gott beigelegt haben, Widerspruch gegen den Namen Christi, aber nicht gegen seinen Geist, viel eher Haß gegen das Bild, das seine Nachfolger von ihm gaben, als gegen ihn selbst. Ich glaube, wir sollten es nicht vergessen, daß, wenn der Unglaube in diesem Lande wuchert, wir, die wir uns Diener Gottes nennen, viel zu verantworten haben. Unsre Bitterkeit, unser Aberglaube, unsre Rachsucht: das war die Darstellung christlichen Geistes, vor der die Menschen zurückschraken. Wagen wir es, den Unglauben durch harte Worte zu brandmarken, als wären wir selbst schuldlos?

Es war jeder Zeit die Lehre der Geschichte, daß der Rückschlag des Formenwesens Zweifelsucht, die Reaktion des Aberglaubens Unglaube ist. In den Tagen der Pharisäer war der natürliche und unvermeidliche Rückschlag das Sadduzäertum. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, als das Christentum selbst nichts mehr war als Form und Magie, war die Folge der verfeinerte Unglaube des päpstlichen Hofes unter einem Leo X. Als der Puritanismus durch eine Strenge, die schlimmer war als das Papsttum selber, die Gewissen der

Menschen gebunden hatte, als er den Pharisäismus der Zeremonien durch das Pharisäertum der Worte ersetzte, die Einfachheit des Lebens durch strenges Verbot jeder herzlichen Fröhlichkeit geregelt hatte, ja selbst die Anzahl der Gerichte auf eine religiöse Zahl reduzirt, da war die Reaktion die leichtfertige und ungläubige Liederlichkeit unter der Regierung Karls II.

Es ist eine Thatsache, die des ernstlichsten Nachdenkens wert ist — eine Thatsache, die mich ganz eigen berührt — daß in dem Augenblick, wo wir, die Geistlichen Englands, über den genauen Begriff des Wunders, das im christlichen Sakrament geschehen soll, streiten wie über eine Sache, an der Leben und Tod hängt, und uns gegenseitig wegen Ketzerei in den Bann thun, die Arbeiter dieses Landes, die nicht mit transcendentalen Hypothesen und religiösen Phrasen abzufertigen sind, auf denen die Last des Lebens mit fürchterlicher Realität ruht, thatsächlich in ihrer Gesellschaft hier unter diesem Dache über eine Frage debattirten, die weit mehr Ehrfurcht erweckt, nämlich darüber, ob es einen Gott giebt oder nicht. Das könnte einem denkenden Menschen die in unsern Tagen nicht gerade beruhigende Frage nahelegen, welche Verbindung zwischen diesen Dingen besteht.

Ich habe einen besondern Grund, dies alles zu sagen. In der Liste der von der einen Partei unter euch vorgeschlagenen, von der andern verworfnen Bücher finde ich Queen Mab von Shelley. Wenn Shelleys Werke verwerflich sind, so sind sie dies aus ganz andern Gründen als die, aus denen man viele ähnliche Werke verwerfen sollte. In einer Art war Shelley wohl ein Ungläubiger, im andern Sinne war er es wieder nicht. Ich könnte euch Stellen aus Queen Mab vorlesen, die jeder wohlgesinnte Mann mit Entsetzen zurückweisen würde, und wieder andre könnte ich euch lesen, die von einem wohlwollenden, das Edle erstrebenden, vertrauenden und reinen Geist durchweht sind, die ebenso erhaben, als poetisch schön sind. Daß ich von der ersten Art keine anführen werde, brauche ich kaum zu sagen; von der zweiten will ich nur die eine nennen:

> Denn wenn die Macht, das Gute mitzuteilen,
> Dem Willen gleichkommt, braucht des Menschen Seele
> Nicht andern Himmel noch!

Ich verlange keine geistigere und keine richtigere Vorstellung des Himmels. Vergleicht sie mit den untrüglichen Worten: „So wir uns untereinander lieben, so wohnet Gott in uns“, „Geben ist seliger als Nehmen.“ Ich wollte, der von so vielen, die Christen genannt werden, ersehnte Himmel wäre nur halb so frei von dem Gedanken an willkürliche Belohnung und beglückende Selbstsucht.

Ich könnte zahllose derartige Stellen anführen, das Gedicht ist voll davon, durchdrungen von dem ernstlichen Wunsch, diese Erde gereinigt und wiedergeboren und den Geist des Menschen mit dem Geist des unendlichen Guten eins geworden zu sehen.

Wie kommt es denn, daß einer, dessen Werke so viel christlichen Geist atmen, Christus lästern konnte? Ach, Christus war Shelley auf ganz jämmerliche Art dargestellt worden. Der arme, unglückliche Shelley! Er kannte das Christentum nur als ein System der Ausschließlichkeit und Bitterkeit, das ihn aus seinem Vaterlande vertreiben sollte; er kannte den Gott der Bibel nicht anders, als unter dem Bilde eines blutigen Tyrannen, der in Blut schwelgte und seine entsetzlichen Befehle das Maß für Gut und Böse sein ließ, anstatt Gut und Böse das Maß seiner Befehle. Ich sage, Gott wurde Shelley so dargestellt, und wenn man mir antwortet: Shelley hätte seine Bibel lesen und darin finden können, daß dies falsch war, so sage ich, daß die, von denen man annehmen konnte, daß sie ihre Bibel kannten, ohne Unterlaß Kapitel und Vers zur Bekräftigung ihrer Theorien citirten. Shelley konnte diese Stellen in Beziehung auf ihre Bedeutung nicht ohne vorgefaßte Meinung lesen.

Es schmerzt mich, Shelley unmöglich einen Christen nennen zu können. Das Buch enthält wilde Thorheiten, die kein Christ rechtfertigen kann, wilde, wirre Musik, wie die einer Aeolsharfe, unartikulirt und sinnlos, als Hymne an den Geist der Natur, an geistige Schönheit und dergleichen gerichtet, wahnsinnigste Pläne und überfeinerte Empfindlichkeit in Beziehung auf die Ehe und die grasfressende Natur des Menschen: ein Zug des Irrsinns in seinem Gehirn. Und dennoch kann ich nicht umhin zu fühlen, daß es trotz alledem im Gemüt des armen Shelley etwas gab, das sich mit dem Geist seines Erlösers hätte verbinden können — nein, ich wage es auszusprechen — das diesem Geiste verwandt war; wäre nur sein Erlöser ihm anders vorgebildet worden. Mag wer will Shelley verklagen, ich kann es nicht. Ich will den Namen eines Menschen, dessen Leben ein Traum enthusiastischer, wenn auch unausführbarer Menschenliebe war, nicht mit dem Vorwurf des Atheismus brandmarken. Ich kann nicht sagen, daß ein Mensch, dessen Widerspruch gegen Gott in Wahrheit Widerstand gegen einen Teufel bedeutete, dem in seinem Gemüt der Name Gottes angehängt war, ein Feind Gottes sei. Zu einem solchen Menschen kann ich nur sprechen: Du lästerst einen Teufel; das ist nicht der Gott, den ich anbete. Du bist nicht mein Feind, ändre den Namen, diesem Wesen will ich mit dir Trotz bieten.

Und noch einmal, ich klage nicht an, weil der Zustand des Atheismus für mich ein viel zu jämmerlicher ist, um ihn zu verfluchen. Es giebt einen Unglauben, mit dem kein guter Mensch sympathisiren sollte. Es gibt Ungläubige, die es sind und wohl wissen, was sie verwerfen. Es giebt Menschen die sonder Irrtum den Unterschied zwischen Gut und Böse erkennen und, ihn erkennend, das Böse wählen und das Gute verwerfen. Aber es giebt auch einen Zustand, der Unglaube genannt wird und eher Mitleid als Unwillen verdient: der entsetzliche Zustand eines Menschen, der nach dem Licht verlangt und es nicht finden kann. Ich halte die Art, wie wir diesen Zustand behandeln, für unverzeihlich grausam.

Es ist ein furchtbarer Augenblick, wenn die Seele anfängt zu merken, daß die Stützen, auf denen sie so lange blindlings ruhte, zum guten Teil verrottet sind und alle ihr verdächtig werden, weil sie die Nichtigkeit vieler der traditionellen Ansichten, die sie mit blindem Vertrauen annahm, einsieht, und in dieser entsetzlichen Ungewißheit zu zweifeln beginnt, ob es überhaupt etwas zu glauben giebt. Es ist eine fürchterliche Stunde, — wer hindurchging, weiß, wie fürchterlich — wenn das Leben seine Bedeutung verloren hat und in nichts zusammengeschrumpft scheint, wenn das Grab scheinbar das letzte Ende ist, menschliche Vortrefflichkeit nichts als ein Name, und der Himmel über dieser Welt nichts als ein leerer Raum, dunkel in seiner Oede, aus der Gott selbst verschwand. In dieser furchtbaren Einsamkeit des Geistes, wenn die, die seine Freunde und Ratgeber sein sollten, zu seinen Sorgen finster blicken und ihm ruchlos gebieten, seine Zweifel, die doch, so viel er weiß, auch aus dem Urquell aller Wahrheit quellen können, zu ersticken und das als einen Widerschein der Hölle auszulöschen, was doch auch möglicherweise Himmelslicht sein könnte, und ist so nun alles in schauerliche Ungewißheit gehüllt, dann weiß ich nur eine Art, wie ein Mensch unverletzt aus diesem Todeskampfe hervorgehen kann: indem er sich fest an das hält, was noch gewiß ist — an die erhabnen einfachen Grenzen der Moral.

In dieser dunkelsten Stunde, durch die eine Menschenseele hindurch muß, bleibt, was auch sonst zweifelhaft sein mag, doch Eines gewiß. Sogar wenn es keinen Gott und kein zukünftiges Leben giebt, ist es dennoch besser, edelmütig als selbstsüchtig, besser keusch als ausschweifend, besser wahr als falsch, besser mutig als ein Feigling zu sein. Glücklich über alle irdische Glückseligkeit ist der Mann, der es in der sturmdurchtobten Finsternis der Seele gewagt hat, sich fest in jenen Grenzen zu halten. Dreimal glücklich ist der zu preisen, der, als alles draußen und drinnen traurig und öde aussah, als seine Lehrer ihn ängstigten, seine Freunde ihn scheuten, dennoch hartnäckig am sittlich Guten festhielt. Ja dreimal glücklich ist er zu preisen, denn die Nacht wird für ihn zu hellem, klarem Tageslicht werden.

Ich berufe mich auf die Erinnerungen eines jeden, der je diese Stunden der Todesangst durchkämpfte und endlich auf dem Felsen stand — die brausende Brandung zu seinen Füßen, am Himmel über ihm auch das letzte Wölkchen hinwegziehend; im Herzen Glauben, Hoffnung und Vertrauen, die nicht mehr traditionell, sondern sein eigen sind, ein Vertrauen, das weder Erde noch Himmel erschüttern können, in alle Ewigkeit. Aber im allgemeinen handeln die Leute, die von Zweifeln versucht werden, nicht so. Gewöhnlich ist der nächste Schritt, der auf

Zweifel folgt, ein kopfloser Sturz in Sinnlichkeit. Dann kommt die Verdunklung des moralischen Wesens, und dann kann es wohl sein, daß der Pfad von Ungewißheit und Unglauben bis zum reinsten Atheismus eben und ohne Hindernis vor ihnen liegt. Aber wenn es jemanden auf Erden giebt, der Mitleiden verdient, so ist es der aufrichtige, ernste und — darf ich es aussprechen, ohne mißverstanden zu werden — ehrliche Zweifler. Verklage ihn, wer will, ich mag es nicht thun. Ich möchte ihm zur Seite stehen und zu ihm sprechen: Mut, mein Bruder, du verfinsterst deine eigne Seele, du setzest dich mit der Bedeutung deiner eignen Existenz in Widerspruch. Aber Gott ist dein Vater, und ein unendlicher Geist strebt danach, sich mit dem deinen zu vereinigen.

Ich komme nun unmittelbar zu der Frage, die uns veranlaßte, heute abend hier zusammenzukommen. H v D

Zukunftsmusik

3. Emil Gregorovius

Doch kommen wir zu Gregorovius! Er wird uns so lange wie Bellamy nicht aufhalten. Das Bild vom sozialdemokratischen Zukunftsstaat, das er uns entwirft, ist ein Sammelsurium von Gräßlichkeiten und Gemeinheiten. Gregorovius macht es sich bei seiner Bekämpfung der Sozialdemokratie unendlich bequem. Er sucht einzelne Schlagworte und Ideen Bebels aus dem Zukunftsstaate, z. B., was er über das Wohnen, die gemeinsamen Mahlzeiten, über die Arbeitsteilung, die Kindererziehung, die Ehe und die Gleichheit der Geschlechter sagt, zusammen, karikirt diese und benutzt sie als Hintergrund, als Kulissen für die scheußlichen Bilder, die er nun auf dieser Bühne in reicher Auswahl an uns vorüberziehen läßt. Das Ganze nennt er dann den sozialdemokratischen Zukunftsstaat, den Himmel auf Erden im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit einer blutigen Revolution, mit einem Chaos beginnt das erste Kapitel. Schon in ihm sind viele Hinrichtungen und mehrere Vergewaltigungen von Frauen die Höhepunkte der in den protestantisch- wie katholisch-konservativen Blättern als hochdramatisch gerühmten Handlung. Und doch ist das nur erst das Entree zu den Scheußlichkeiten, die uns im Folgenden erzählt werden. Ich mag sie hier nicht aufzählen. Aber Mord, Totschlag und geschlechtlicher Umgang aller mit allen sind noch nicht das Aergste, was nicht nur angedeutet, nein breit und deutlich dargestellt und vom Leser mit erlebt wird. Schließlich fressen die Menschen sich selbst auf. Ich warne dringend davor, das Buch weiter zu beachten, es unter keinen Umständen Frauen, Kindern oder jungen Leuten in die Hände zu geben. Schon reifere, willensstärkere Menschen müssen bei der Lektüre ihre Kraft fest zusammennehmen, um sich nicht von diesen aus Grausamkeit und Wollust gemischten Bildern übermannen zu lassen und über ihnen nicht die wohlgemeinte Absicht des Verfassers zu übersehen. Die aber, das steht fest, ist bei ihm sichtbar vorhanden.

Jedenfalls beruht das Buch auf einer durch und durch falschen Beurteilung, ja ich möchte direkt sagen auf völliger Unkenntnis der Sozialdemokratie und der in ihr sich auswirkenden Triebe und Kräfte. Gewiß, es giebt nicht nur in den sozialdemokratischen Massen, sondern auch in den Kreisen ihrer Führer Leute, deren Gesinnung, Charakter und Handlungen man ohne weitres verabscheuen muß: — aber diese sind nicht die Sozialdemokratie. Es ist noch nicht so lange her, daß man namentlich in gebildeten und in maßgebenden Kreisen freilich die Gleichung Sozialdemokrat = Lump für eine selbstverständliche Wahrheit hielt und danach seine Taktik gegen die Sozialdemokratie einrichtete. Es war erfreulich, daß hierin allmählich eine Wandlung einzutreten begonnen hat, daß man ernstlich die Menschen und ihre Absichten genauer kennen zu lernen, objektiver zu beurteilen, freundlicher zu behandeln sich bemühte. Und gerade auch die Christliche Welt ist stets für eine solche gerechtere, wenn auch dabei keineswegs schwächlich-nachgiebige Haltung gegenüber der Sozialdemokratie eingetreten. Sie und die Mehrzahl ihrer Mitarbeiter wissen, wie komplizirt der Begriff der Sozialdemokratie ist, wie viele starke und gute Kräfte neben freilich ebenso vielen schmutzigen und dunkeln in ihr zur Ausgestaltung und Bethätigung drängen, und für sie steht es fest, daß heute kein Machtfaktor unsers Staates imstande ist, sie beiseite zu räumen, daß es vielmehr allein noch darauf ankommt und auch der Entwicklung unsers Vaterlandes nur zum Segen gereichen kann, die edeln von den unedeln Kräften in ihr zu scheiden, jene zu lösen, diese zu binden und in ihre Tiefen zurückzuzwingen. Dazu aber ist Sozialistenfurcht, wie sie bisher in gebildeten Kreisen üblich war und dort häufig mit starker Ignoranz sich verband, nicht tauglich. An die Stelle der Furcht muß die Liebe treten, der Glaube und das Bewußtsein, daß wir jene Bewegung nur dann innerlich wandeln und adeln, wenn wir ihr uns zu nahen nicht scheuen, in sie unser Bestes hineingießen und — wenn es nicht anders sein kann — uns dabei selbst zu opfern den Mut haben.

Das eben war Bellamys größtes Verdienst, daß er dazu vielen wieder Lust, Mut und Hoffnung gemacht, und nun kommt Gregorovius mit seinen Zerrbildern und droht das alles wieder zu vernichten. Denn darüber täuscht er sich doch wohl nicht, daß von den mehr als zwanzigtausend Exemplaren seines Buchs, die leider bereits verkauft sind, kaum wenige Hunderte sich in den Händen von Arbeitern befinden und von diesen gelesen werden. Ich wenigstens kann ihm aus eigenster Erfahrung versichern, daß der intelligente Durchschnittssozialdemokrat heute nur die von seiner Partei approbirten Bücher und Schriften liest. Und läsen sie es, sie glaubten dieser Karikatur, diesen Gespenstern doch nicht.

Gregorovius steht mit seiner Auffassung der Sozialdemokratie Seite an Seite mit dem bekannten Reichstagsabgeordneten und Eisenindustriellen aus dem Saargebiet, Freiherrn v. Stumm-Halberg, der jüngst in einer vielbemerkten Reichstagsrede gegen die Sozialdemokratie diese als „eine Zusammenfassung aller derjenigen Elemente im Lande erklärt hat, welche, von Gift, Haß und Neid gegen die besser situirten Klassen und gegen die Gesellschaftsordnung überhaupt erfüllt, alles mit Füßen treten, was dem Menschen heilig ist oder ihm wenigstens heilig sein sollte.“ Ich benutze hier die Gelegenheit, um mein Bedauern über diese neue Stummsche Rede zum Ausdruck zu bringen, und ich hoffe, daß die Gerüchte lügen, die umgehn und besagen, daß in allermaßgebendsten Kreisen heute von neuem die Neigung vorhanden sei, sich diese Stummschen Gedanken wieder anzueignen.

Endlich noch eins zu dem Opus Gregorovii. Auch der ganze Gang der Entwicklung leidet an innern Unwahrscheinlichkeiten gröbster Art. Es ist nicht glaublich, daß ein solches Schandleben in einem Volke wie dem deutschen neun lange Jahre dauern könnte, um so weniger, wenn wir hören, daß die umliegenden Länder den Sprung in den sozialdemokratischen Abgrund nicht mitgemacht haben. Sollten diese wirklich so unmenschlich sein und die geschilderten Unmenschlichkeiten in ihrem Nachbarstaate solange ruhig geschehen lassen? Und dann der Schluß des Buches! Am Ende der grausigen Zeit, im Dezember 1910, ist das Land fast entvölkert, jedenfalls furchtbar dezimirt und verwüstet, und schon im Mai 1912, also nur fünfviertel Jahre später ist es wieder ein blühendes Paradies; da gehn die Fabriken wieder und geben den Arbeitern reichlichen Lohn, und auf dem Berge ragt eine in dieser Zeit (!!) neuerbaute herrliche Kirche, die „Sühnekirche“, gen Himmel! Ich beende lieber die Kritik dieses Zukunftsbuches, indem ich nochmals vor ihm warne. Daß es nebenbei manchen guten Gedanken enthält, sei unbestritten, fällt aber bei einer prinzipiellen Abwägung nicht sehr ins Gewicht.

4. Eugen Richter

Schließlich Eugen Richters Zukunftsbilder. Auch Richter, der Fortschritts- und Manchestermann reinsten Wassers, ist selbstverständlich kein Freund einer sozialistischen, geschweige einer sozialdemokratischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung; auch er meint es bitter böse und ernst mit seinem Kampfe gegen die sozialdemokratischen Utopien; auch er ist schonungslos in seiner Kritik über sie und wirkungsvoll wie keiner. Und doch hat er nicht das Hundertstel von jenen Scheußlichkeiten, die uns Gregorovius zu lesen zumutet. Er wendet nur seine

ganze scharfe Satire, seine parlamentarische Gewandtheit, seinen psychologischen Scharfblick auf, um den Bebelschen Zukunftstraum in sein Nichts aufzulösen. Mit einer solchen Lebendigkeit und Klugheit läßt er den sozialdemokratischen Zukunftsstaat vor unsern Augen entstehn und vergehn, daß man überzeugt wird: so muß und wird es kommen, wenn heute oder in zehn, zwanzig, dreißig Jahren die Sozialdemokratie ihr Ideal zu verwirklichen suchen würde. Welch eine Komik und Persiflage, welch feine Kleinmalerei in allem! Und dabei ein Ernst, den ich für mein Teil Richter niemals zugetraut hätte. Freilich finden sich auch hier und da Karikaturen, die besser hätten wegbleiben sollen. Aber sie betreffen doch mehr oder weniger nur Kleinigkeiten und bewegen sich in den Bahnen des Anständigen. Am meisten frappirt und interessirt, mit welch feiner Ironie Richter darstellt, wie allmählich alle die Einrichtungen, Sünden, Untugenden u. s. w., gegen die die heutige Sozialdemokratie als eine Ausgeburt des Kapitalismus und der Bourgeoisie zu Felde zieht, im neuen sozialdemokratischen Staate nur noch in viel weiterm Umfange und in krasser Verzerrung wieder auftauchen. Nur noch viel mehr Schutzleute und Militär, nur noch ein viel größerer und dazu fauler Beamtenapparat, eine offiziöse Presse, der gegenüber die heutige mit all ihren Untugenden, wie der Berliner sagt, der reine Waisenknabe ist! Dabei dieses Halbfertige, dieses Hastige, dieses Improvisiren, das kaum ein Viertel von dem Geträumten und auch das keineswegs ideal zur Wirklichkeit werden läßt, und das im komischsten Kontraste zu der rastlosen Aengstlichkeit der neuen Machthaber steht, die Richter als ernsthafte und ehrlich sich mühende, aber auch naiv-kindische Leute charakterisirt. Am schlechtesten kommt natürlich bei allem Bebel weg.

Doch ich brauche nicht weiter auf den Inhalt einzugehn; die kaum fünfzig Druckseiten starke Broschüre ist schon zu sehr bekannt und ihre Lektüre zu dringend zu empfehlen, als daß eine Rezension diese zu ersetzen das Recht hätte. Richter hat auch mit seinem Hefte erreicht, was Gregorovius nur erstrebt hat, nämlich daß wirklich die Arbeiter es gelesen und ernstlicher über das ganze Problem des Zukunftsstaates nachgedacht haben. Ich habe in Berlin mehrmals beobachten können, wie sehr ernster Gerichtete von ihnen sich unter der zwingenden Logik Richters wanden, wie betrübt sie die große Wahrscheinlichkeit, daß es so kommen könne, zugaben.

Auch zwei Gegenschriften sind aus sozialdemokratischem Lager gegen Richter erschienen, abgesehen davon, daß man in Volksversammlungen und Parteizeitungen Front gegen ihn gemacht hat. Freilich sind jene beiden Broschüren ziemlich wertlos. Sicher gilt dies durchaus von der des bekannten Franz Mehring: „Herrn Eugen Richters Bilder aus der Gegenwart“, die nichts als der persönliche Klatsch eines federgewandten Journalisten ist. Das andre Heftchen, „Eugen Richters sozialdemokratische Zerrbilder“, das von einem gewissen B. August verfaßt ist, wohinter man fälschlicherweise August Bebel vermutet hat, ist insofern bedeutungsvoller und tritt darin an die Seite des früher besprochnen Köhlerschen Buches, als es wie dieses das Gesetz der allmählichen und friedlichen Entwicklung im Wirtschaftsleben als grundlegend und allein förderlich anerkennt. Beide Gegenschriften haben wohl nur einen, aber auch sehr gewichtigen Punkt mit Erfolg gegen Richter vorgebracht. Dieser betrifft die Familie, die der handelnde oder vielmehr leidende Mittelpunkt in dieser Richterschen Geschichte vom Zukunftsstaate ist, dem sie anfangs entgegenjubelt, bis schließlich ein Glied nach dem andern von diesem Jubel bekehrt wird. Nur Trümmer der Familie überleben die ganze sozialdemokratische Episode. Diese Familie ist die eines noch selbständigen Berliner Buchbindermeisters, der sich auch unter der alten Gesellschaftsordnung leidlich wohl befindet. Aber ein solcher Meister ist doch kein Typus eines Arbeiters aus Berlin N. Es ist erklärlich, daß jener eher als dieser vom Zukunftsstaate kurirt wird. Das ist also ein offenbarer Fehlgriff Richters gewesen. Trotzdem bleibt seine Broschüre von dauerndem Werte. Und sie hat jedenfalls heute schon vielfach wie ein kalter Wasserstrahl auf allzu zukunftstraumerhitzte sozialdemokratische Gemüter gewirkt. Sie ist das Meisterstück einer politischen Kampfschrift.

Noch muß eine Broschüre hier erwähnt werden, die von ganz andrer Seite her und in ganz anderm Sinne nicht die Richterschen Zukunftsbilder, aber den Freisinn Richters selbst bekämpft. Es ist die, ebenfalls in höchst gelungenem Umschlage, ebenfalls bei Grunow in Leipzig erschienene Schrift: „Wie kam es doch? Ein von Eugen Richter vergessenes Kapitel.“ Wohl ein Konservativer nach dem Herzen der Kreuzzeitung hat das Büchelchen in Form von Briefen ganz gedankenvoll verfaßt. Er knüpft an die heutige Politik der Regierung an, die auch mit den Mittelparteien, den Freikonservativen, den Nationalliberalen, selbst hier und da den Freisinnigen und nicht ausschließlich mehr mit der alten konservativen Gruppe zu regieren sich bemüht; er schildert, wie dadurch die Regierung immer mehr nach Links hingezogen wird, wie immer mehr und immer entschiedner radikale Minister an das Ruder kommen und das Programm des Linksliberalismus schrittweise zu verwirklichen suchen. Zweijährige, zuletzt selbst einjährige Militärdienstzeit, Oeffentlichkeit des Militärgerichtsverfahrens, natürlich mit den ärgsten Folgen, Ueberschwemmung des Offizierkorps mit jüdischen Elementen, überhaupt unbeschränkte Macht des Judentums in der Oeffentlichkeit, das jeden sich irgendwo regenden Antisemitismus gerichtlich und immer mit Erfolg verfolgt, Reduzirung der Marine bis auf einige für die Küstenverteidigung bestimmte kleine Fahrzeuge, Aufhebung aller agrarischen Schutzzölle und dadurch totaler Ruin der Grundbesitzer und Entvölkerung des platten Landes, einseitige Bevorzugung der Industrie und dadurch ein rapides Anwachsen der großen Städte, namentlich Berlins, und der sozialdemokratischen Arbeiterpartei u. s. f.! Zuletzt sitzen im Reichstag oder vielmehr werden dort nur noch geduldet zwölf konservative Abgeordnete; alles Uebrige ist schließlich Fortschritt und Sozialdemokratie. Endlich überwiegt die Sozialmokratie völlig; die Regierung wird immer widerstandsloser gegen sie; große Streiks brechen aus; Revolten begleiten sie; schließlich kommt ein großer Aufstand der in Köpenik beschäftigten Erdarbeiter und dieser ist der Anfang der Revolution, mit deren Schlußgemälde Richter seine Zukunftsbilder eröffnet.

Das alles ist nur eine ganz flüchtige Inhaltsangabe der Schrift. Aber sie zeigt, daß sie ausschließlich politischen Charakters ist, eine Polemik gegen die freisinnige Partei Eugen Richters, herausgeboren aus dem in konservativen Munde viel gehörten Satze: der Freisinn ist der Vater der Sozialdemokratie. Wir haben also wenig Ursache, uns über sie aufzuregen oder für sie zu begeistern. Sie ist eben nichts als eine geschickte Ausmalung eines Parteischlagwortes. Ein Freisinniger z. B. könnte mit derselben Leichtigkeit und Ueberzeugungskraft diese liberale Aera als eine Zeit harmonischen Friedens, politischen Glanzes, allgemeinsten Fortschritts darstellen; allein diese eine Möglichkeit bezeichnet den Wert solcher Zukunftsschrift. Sie ist nicht viel mehr als eine geistvolle Spielerei, der entartete Abkömmling der viel ernster zu nehmenden oben besprochnen Schriften von Bebel und Köhler, Bellamy, Richter und selbst Gregorovius.

Aber freilich für die kraftvolle Weiterentwicklung unsers wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens aus dem Elend des ökonomischen und sittlichen Laissez aller heraus sind auch jene nicht, weder Richters sarkastischer Scharfsinn, noch Bellamys gedankenvoller Optimismus, noch Gregorovius' grausame Ignoranz von positiv fördernder Bedeutung. Denn keines von diesen Büchern bringt einen neuen keimkräftigen, volkswirtschaftlichen Gedanken, geschweige ein ganzes und neues Programm zum Ausdruck. Ihr allerdings großer Wert liegt vielmehr darin, daß sie die einen für ein höheres gesellschaftliches Ideal begeistern (so besonders Bellamy) und andre doch vielleicht zu einer mehr praktischen Politik ernüchtern (so besonders Richter). Wir können nur wünschen, daß die Bücher in dieser Beziehung ihre Schuldigkeit weiter thun.

P G

(Zur Nachricht) Der etwas einseitige Inhalt dieser Nummer ist dadurch bedingt, daß sie den Teilnehmern am dritten Evangelisch-sozialen Kongreß zum Zeichen des innigen Interesses an seinen Bestrebungen überreicht werden soll.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer D. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig